

# Aka Mortschiladse

## *Maid in Tiflis*

Sindbads letzte Reise

Voller Gedanken, Erinnerungen, Gespenster und imperialer Leckerbissen

Jene Frau(en)

1.

Mogela Plechanoweli<sup>1</sup> saß gern in der Sonne. Dann drehte er seine Kappe nach hinten, setzte die Sonnenbrille auf, krepelte sich die Ärmel hoch, legte die Beine auf den anderen Stuhl und schloss die Augen leicht schlummernd.

Die Sonne war an diesem Ort unerwartet freundlich und süß. Sie stach einen nicht und hatte die Eigenschaft, den Bürger so zu streicheln, wie ein Samtüberzug die alten Möbel.

Das war das Café auf der Terrasse des Hotels „City Piazza“. Auf der anderen Straßenseite aber grenzte der alte Sandstrand an. Deshalb lugte Mogela Plechanoweli hin und wieder zu den jungen Mädchen hinüber, die über die Straße gerannt kamen. So gemütlich und in sich versunken konnte er bis zur nächsten Mahlzeit vor sich hin dösen, indem er die Augen hinter der sumpffarbenen Brille leicht geschlossen hielt.

Auf einem Blick konnte keiner erkennen, wo sich Mogela Plechanoweli in den Momenten herumtrieb: ob er Traum und Wahrheit vermischte, ob er über den Alltag sinnierte und keinerlei Träume hatte. Oder ob er nur wie ein gewöhnlicher müder Mann auf der Terrasse eingenickt war. In dieser Stadt nahm ihn keiner wahr und das war besser so: deshalb war er ja hier her, nach Santa City, geflohen. Mogela Plechanoweli war ein Junggeselle, der wegen seiner Abendheuer von seinem Leben Abstand genommen hatte.

---

<sup>1</sup> Plechanoweli: aus dem Tifliser Plechanowstraßen- Kiez stammend. Die Bezeichnung der Personen nach ihrem Wohnviertel in Tbilissi war und ist für die sehr spezifische Tifliser Mentalität signifikant, in der die Menschen nach ihren Wohnvierteln unterschieden werden. In den 1970er bis Ende 1990er Jahren gab es auch oft Schlägereien und Kämpfe zwischen den Gangs aus verschiedenen Stadt- oder Wohnvierteln. Der Autor deutet mit diesem Beinamen darauf hin.

Mogela Plechanoweli konnte es sich an den unterschiedlichsten Orten so bequem machen, dass er den Eindruck erweckte, alles sei speziell nach seinem Wunsch eingerichtet. Sein Standort konnte die ganze Stadt sein, oder auch nur ein weißer Stuhl. Nur musste dieser Ort ausgesucht werden, was Mogela mit seinem Leib schaffte. Deshalb dachte er hin und wieder, dass Leib und Seele wenig mit einander zu tun hätten. Davon erfuhr er einst von Lewiko Barnoweli<sup>2</sup>, dem es keine lange Weile bereitete, philosophische Bücher zu lesen. Mogela Plechanoweli liebte weder dergleichen Gedanken noch Bücher.

Wenn Mogela Plechanoweli sich zwei oder drei Tage nicht rasierte, könnte man denken, er sei gealtert. Sein Kinn glich auf keinem Fall, dem Kinn eines Jünglings aber auch nicht dem eines älteren Mannes. Er bewegte sich gekonnt leicht und war in einer Zeit aufgewachsen, als es cool galt, wenn man mit hochgezogenen Schultern auf der Straße herumhing und auf den Boden starrte.

Hejjjjj... was er nicht alles erlebt hatte, dieser Mogela aus dem Plechanowiviertel! Wie viel Saures hatte seine Seele verdorben und wie viel Süßes sein Leben verschönt! Das konnte ja nicht alles abgewogen und verglichen werden. Gefühle wiegen nichts, sonst könnte man sich genauso schwer aufrichten wie der buckelige Schlepper, dem auf die Schultern immer mehr und mehr Truhen geladen werden, Mann o, Mann...

Bei solchen Gedanken war Mogela Plechanoweli nie ganz wach. Wie hätte es sich im Wachzustand an die Erzählungen von Lewiko Barnoweli über die wage Beziehung von Leib und Seele aus seiner Studentenzeit erinnern können.

Dass das Leben lang ist, hatte Mogela Plechanoweli bereits festgestellt, obwohl er es auf keinen Fall verkürzen wollte.

Mogela Plechanoweli mochte seit der Jugend süßbetäubende Gräser.

Da er die Umgebung mit seinem Leib erspürte, fand er auch in fremden Städten leichten Zugang zu den Stellen, wo die betäubenden Gräser zu haben waren.

Auch in dieser Stadt war es so gekommen: Mogela Plechanoweli hatte sich kaum am Rand des Sklavenplatzes platziert und die Passanten beäugt, als er nach zehn Minuten einen langhaarigen Jüngling anlächelte und ihn ganz direkt vertrauensvoll und leise fragte:

„Hej, Freundchen, kannst du mir sagen, wo man hier was Verbotenes kaufen kann?“

Der Junge antwortete ohne viel nachzudenken:

„Am alten Hafengebäude... eher abends.“

---

<sup>2</sup> Barnoweli: aus dem Tifliser Barnowistraßen-Kiez stammend.

Mogela Plechanoweli legte sich einen Stadtplan zu und steckte nur fünfundzwanzig Pfund lokaler Währung ein. So handelte er aus Erfahrung, da man einen unbekanntem Handelsort immer nur mit knappen Mitteln aufsuchen sollte, im Falle, wenn die Verkäufer der süßbetäubenden Gräser zugleich Gauner waren. Dann hätte sie das Erbeutete enttäuscht. Und er machte sich zum alten Hafen auf.

Die Grashändler traf er dort nicht an aber er fand einen Arbeitspartner und Freund. Seit dem mangelte es ihm nicht mehr an den nötigen Gräsern. Er durchlöcherte gekonnt ein Limonaden Plastikflasche und blies den Rauch der Gräser hinein, um ihn besser zu genießen.

Wenn er dann aus dem Haus kam, machte er es sich mit der Brille und den „City Piazza“ Stühlen bequem, saß einfach da, schlummerte und dachte sich dabei tausende Sachen.

Mogela Plechanoweli hatte nichts zu tun, außer sein Leben zu retten und über das Leben und Sterben anderer nachzudenken. Seinem Äußeren nach wurde er schon oft auf der Straße verfolgt, damit er die süßen Gräser kaufen sollte. Es war also nicht leicht, sich das Leben zu retten.

Aber Mogela Plechanoweli konnte sich auch ganz unbemerkt aufhalten, wenn er sich nicht rasierte und sein Kinn des einen alten Mannes glich.

Nach dem Frühstück liebte Mogela Plechanoweli das Sinnieren im halb wachen Zustand. Die Terrasse des City Piazza Cafés war wie dafür geschaffen. Die braungebrannten Mädchen, welche von dem Sandstrand zum Hotel liefen, stellte er sich sogar als Sirenen vor. Nixen, dachte er sich und lies sich von seinen Gedanken auf die Wiesen der süßen Gräser verführen. Er war auf keinen Fall ohne Träume, sondern hätte mit seinen Visionen sicher andere Kiffer übertroffen. Nur dass Mogela Plechanoweli die Einsamkeit liebte, die Einsamkeit und die Stille.

Mogela Plechanoweli kannte diese Worte nicht aber ihn erschöpfte die unbeschreibliche Banalität des Alltags. Das hatte schon Lewiko Barnoweli entdeckt, als Mogela schon vor siebzehn Jahren bei einer Fete vier Stunden lang still im Zimmer saß und in die Ecke starrte. Damals hatte er ganz schön viel gekiffert und die Realität völlig verloren. Für eine Weile dachte er sogar, er sei ein Flugzeug, in dem sich ein jeder reinsetzen konnte, damit er ihm die Welt zeige. Nur flog Mogela Plechanowelis Flugzeug immer allein und schaffte es nie, Passagiere aufzunehmen. Sicher lag es an seinem jungen Alter. Später schaffte er es schließlich aber nun waren ihm die anderen zu schwer. Mogela Plechanoweli staunte, dass er schon vierzig Jahre alt und immer noch am Leben war.

Am Leben war er aber nur, weil es ihm gelang, stillzuhalten und zu verschwinden.

Er trug einen Stadtplan mit sich herum und in der hinteren Tasche eine Plastikkarte. Anfang jeden Monats wurden ihm auf diese Karte vierhundert Esperantinische Pfund überwiesen. Das war nicht viel aber reichte Mogela Plechanoweli aus. Eine Hälfte brauchte er für die Wohnung und die

andere für das Leben außerhalb der Wohnung. Dieses Geld verbrauchte Mogela mit einer gewissen Abscheu, denn er mochte keine Fremden Mittel. Lieber lebte er in Armut, als unterhalten zu werden. Weil er aber versprochen hatte, zu überleben, musste er auch das Geld annehmen. Die Frau, die ihm die Plastikkarte auf die Reise mitgegeben hat, überzeugte ihn damals, dass es nicht für ihn sei, sondern für sie selbst. Sie wolle ihn für sich selbst retten und mache das alles für sich. „Trotz deiner abscheulichen und unmöglichen Art bist du mir dennoch seltsam teuer. Wenn ich dich nicht rette, kann ich mir genauso gut ein Stück Fleisch ausschneiden und den Venezianischen Händlern vor die Füße werfen.“ Jawohl, und außerdem hatte Mogela Plechanoweli noch sein eigenes Geld. Vor der Abreise hatte er einige Erbstücke seines Großvaters für einen guten Preis verkauft.

Mogela Plechanoweli freute sich im Inneren des Herzens, dass man ihn mochte, auch wenn er sich das niemals anmerken lies.

Als er einst auf der Veranda des „City Piazza“ saß, stellte er sich wahrhaftig vor, wie man dieser Frau in Venedig auf dem San Marco Platz ein Stück Fleisch ausschnitt. Wo er sich zu diesem Zeitpunkt selbst befand, wusste er nicht, denn er wiederholte ständig: „Wo bin ich, wo bin ich?“ Mogels Plechanoweli war noch nie Venedig und die Sache mit dem Kaufmann hatte er in einer neuen Shakespeare Verfilmung gesehen. Den San Marco Platz kannte er aber aus der Postkartensammlung seines Großvaters. Diese waren vorwiegend Schwarz-Weiß und auf einer stand: „San Marco Platz, 1907“. Ein Mann mit Hut kniete am Platz und fütterte die Tauben. Bloß gut, dass all dies hinter den sumpffarbigem Brillengläsern passierte. Denn als hier Einige auftauchten und begannen, die Tauben abzuschlachten, riss er die Augen so weit auf, dass diese doppelt abgeschossenen Kugeln glichen, die vom Genick aus geschossen werden und ins Meer fallen.

Die Brille stoppte sie.

Was die Sonnenbrillengläser nicht alles retten, dachte sich damals Mogela Plechanoweli. Wenn sie schon seit so langem die ganze Welt aufhalten, könnten sie natürlich auch seine Augen aufhalten. Wer hätte sie dann im Meer finden können, wo doch so viele Menschen ähnliche Augen haben. Noch dazu waren es zwei und nicht nur ein Auge.

Also Mogela Plechanoweli hatte es nie langweilig, besonders nachdem ihm Daniela über den Weg gelaufen war.

Das war an jenem Tag, als er sich mit dem Stadtplan gewappnet in Richtung des alten Hafens aufgemacht hat, um Marihuana zu kaufen.

Das Gebäude vom alten Hafen schien völlig menschenleer zu sein. Mogela Plechanoweli konnte es auch nicht wissen, dass in diesem Gebäude schon seit fünfundzwanzig Jahren keine wichtigen Hafengebäude mehr lagen. Das riesige Gebäude wurde nur noch für die Büros des Bootsverleihs genutzt.

Vor dem Gebäude stand ein bartloser Jüngling im gelben Pyjama und rauchte eine Zigarette.

Mogela Plechanoweli spürte mit seinem ganzen Leib, dass dieser Junge seine gelben Taschen voll Marihuana und Kandi seiner Verwandten hatte.

Die Wand im alten Hafengebäude war mit verschiedenen Bildern der Schifffahrt vollgemalt. Da diese aber ganz verblichen und moosüberwachsen waren, konnte man nur noch die Schwerter und Ferngläser erkennen.

„Illegal Substances?“, näherte er sich augenzwinkernd mit der üblichen Frage, wobei seine Stimme dumpf klang.

Der, nach seiner Annahme, fünfzehnjährige Jüngling erwies sich als eine zweiundzwanzigjährige junge Frau, die am Kinn ein Nagelgroßes Kleeblattes oder eine ähnlichen Blume eintätowiert hatte.

Das Mädchen hieß Daniela und stand wohl zufällig vor dem Hafengebäude.

Ihre Weiblichkeit erkannte man erst als sie sprach oder lachte.

„Sie lacht so geil“, dachte sich Mogela Plechanoweli.

Das Mädchen verlangte drei Pfund und die Taxikosten, wenn sie mit einem Taxi zum Bestimmungsort fahren würden.

Mogela Plechanoweli vertraute schon wieder seinem Bauchgefühl und hielt ein Taxi an.

Daniela erwies sich als eine sehr ehrliche und wohlerzogene Begleitung. Sie liefen durch die halbe Stadt und kamen an Stellen, wo Mogela bisher noch nie gewesen war. Nach einem Abzweig der Kaliwanstreet musste man zu Fuß weiter gehen.

Der Fahrer lächelte verständnisvoll.

Sie waren zu Fuß unterwegs, gingen auf und ab, irgendwo hinein, dann hinunter, wo ein Mann mit plattgedrückter Nase und eine Frau mit einem Ring in der Nase Mogela das Gras sehr ehrlich abwogen, ihn kosten ließen und es zu einen sehr fairen Preis berechneten.

„Kalmar...“, sagte der Mann und drückte sich mit dem Daumen auf die Brust. „Kalmar...“

„Nobody“, lächelte ihm Mogela Plechanoweli an. Kalmar sah, wie sein Klient den Fuß auf den Barhocker stellte und sich das Gras in die Socke steckte.

„Nobody?“, fragte Kalmar.

„Nobody“, lächelte ihm Mogela an.

„Which country?“

„Plechanow...“

„Aha...“, schüttelte Kalmar den Kopf, „Bad polis?“, zeigte er auf die Socke.

„Bad, bad..“, nickte ihn Mogela Plechanoweli zu, „Habit , Gewohnheit...“

Daniela stand unweit und kicherte für sich.

Als sie dann hinauf traten, hinaus gingen, auf und ab gingen und an den Straßenrand stehen blieben, sagte ihm Daniela:

„Massage ten pound, oral ten pound...“

Mogela Plechanoweli schüttelte abweisend den Kopf. Mogela Plechanoweli hatte eine Regel: Mogela besuchte keine Nutten.

Er reichte Daniela fünf Pfund.

Daniela machte mit der Hand in der Luft einen Kreis und sagte:

„Sevenhundred step Street. Women, drinks, smoke, live music, hotels“, und sie schloss wieder einen Kreis in der Luft, „call me Daniela“, und zeigte auf ein etwas schäbiges Café.

„Ok“, lächelte sie Mogela an und griff mit seinen Fingern nach dem gelben Pyjama. „Kill Bill?“

„Kill Bill“, lachte ihn Daniela an.

Seit dem ließ er keinen Ärger über das Allgemeine in sich hinein, er gab ihm einfach keinen Freipass. Er versuchte nun andere, wahre Ärgernisse aufzudecken. Da saß er nun an der Sonne und besuchte alle drei bis vier Tage Kalmara oder schickte Daniela dort hin.

„Ich bin kein Junkie, sondern nur ein ideeller Kiffer“, sagte er ihr einmal, der Frau, die er Rose von Shiraz nannte.

„Bist du ein Suffi? Zum Teufel mit dir“, antwortet die Frau.

Wenn er fremde Worte vernahm, musste Mogela Plechanoweli immer an Lewiko Barnoweli denken und sein Herz zog sich vor Kummer zusammen.

Mehr Kummer würde auch den Lewiko Barnoweli nicht erfreuen, er hätte mich sicher ausgelacht, dachte sich Mogela.

„Suffi oder weiß ich was... Ich mag es... Ich lass dich doch auch..?“

„Was lässt du mich?“, fragt die Frau, „Woran kannst du mich hindern?“

„Wen habe ich schon an etwas gehindert. Ich mag es nur nicht, wenn Frauen...“

Und er sprach es nicht mehr zu Ende, denn Mogela Plechanoweli hatte keine Lust mehr dazu.

„Was, was?“, die Frau lies nicht ab.

„Ach“, Mogela Plechanoweli winkte ab „roten Lippenstift und schwarze Klamotten tragen“.

„Und? Wann hab ich das schon getragen? Hör zu, hast du in die Zeitung geschaut? Da ist ein dreitägiger Reisegutschein für Venedig. Wir könnten mal abhauen, es ist nicht weit.“

Mogela Plechanoweli konnte keine Zeitungen auf Niederländisch lesen. Und wenn er es könnte, hatte er sich Venedig immer schon als einen Ort vorgestellt, der nach Schlamm und trüben Wasser riecht, wo er schwer atmen könnte. Er stellte sich vor, die Wände jener wunderschöner Schlösser wären so feucht, dass sie beim drüber streichen an der Hand haften bleiben und immer dünner und dünner werden. Die Finger voll Kalk Erde und uralter Farbe. Dann aber würde die Polizei kommen, deine Fingerabdrücke nehmen und dich deportieren. Die Gondeln, die man im Fernsehen zeigte, mochte Mogula Plechanoweli überhaupt nicht.

In der Schule war Mogela Plechaniweili sogar Stadtbester im Schwimmen. Er liebte die Wellen und...